

Prävention von Jugendgewalt

Ein Beitrag aus soziologischer Perspektive

Jugendgewalt ist ein aktuelles Thema. Vorfälle wie die Vergewaltigung eines Mädchens in Seebach oder die Tötung eines jungen Mannes in Bellinzona alarmieren die Bevölkerung und machen betroffen. Kann nicht jederzeit auch das eigene Kind Opfer eines solchen Vorfalls werden? Und wie ist es mit den Tätern? Sind sie nicht in vielen Fällen (wie etwa beim Fall in Bellinzona) unauffällige Menschen, die in intakten Familien leben, die eine Schule besuchen oder eine Lehre machen und die Hobbys nachgehen wie andere auch?

Die Rolle der Massenmedien

Natürlich tragen die Massenmedien mit ihrer Art der Berichterstattung zu dieser Betroffenheit und zum Gefährdungsgefühl der Bevölkerung bei. Wie jede Information verlieren auch Schreckensbotschaften bei regelmässiger Wiederholung ihren Informationswert und damit ihren Schrecken. Um das Interesse des Publikums und damit die Absatzzahlen/Einschaltquoten hoch zu halten, sind die Massenmedien gezwungen, ihre Berichte entsprechend publikumswirksam zu gestalten. Das kann dadurch geschehen, dass die Gewaltvorfälle immer detaillierter und sensationsträchtiger dargestellt werden. Vielfach drückt sich das Streben nach Anschlussfähigkeit aber auch dadurch aus, dass wichtige Hintergrundinformationen nicht gesucht oder bewusst unterschlagen werden, um die Botschaften besser an gängige Vorstellungen des Publikums ausrichten zu können – etwa zur Zunahme der Jugendgewalt, zur erhöhten Gewaltbereitschaft von Ausländern oder zur Gewalt fördernden Wirkung von gewissen Computerspielen.

Einfache Lösungen für komplexe Probleme

Wer bei einem Phänomen wie Jugendgewalt zu einer einseitigen Medienschelte ausholt, macht es sich zu einfach. Massenmedien orientieren sich an den Bedürfnissen ihres Publikums. Dazu gehört sicher das Bedürfnis nach Unterhaltung, und – eng damit verbunden – das Bedürfnis nach Schrecken, das durch die Darstellung realer Ereignisse noch besser befriedigt werden kann als durch Spielfilme und Videospiele. Da die potenzielle persönliche Betroffenheit bei realen Ereignissen höher ist als bei einem Horrorfilm („Ist ja nur ein Film!“), braucht es hier auch spezifische Massnahmen zur Beruhigung. Die erwähnten Stereotypen spielen dabei eine wichtige Rolle. Sie ermöglichen es, hoch komplexe Sachverhalte zu vereinfachen und sie liefern Erklärungen für das Unfassbare – Erklärungen, die dann auch gleich einfache ‚Lösungen‘ in Aussicht stellen, mit denen die Probleme bewältigt werden sollen.

Die Forderung nach ‚Ausschaffung gewalttätiger Ausländer‘ oder nach dem ‚Verbot von gewalttätigen Computerspielen‘ sind nur zwei Beispiele dafür.

Der nüchterne Blick der Wissenschaft

Es ist ja nicht so, dass die öffentliche Meinung und die daran anschliessende massenmediale Semantik zu Problemen wie Jugendgewalt zwangsläufig falsch wären. In vielen Fällen entsprechen die Einschätzungen durchaus der Realität. In andern Fällen tun sie das nicht. Aus diesem Grund bietet sich an, die Dienste des zweiten grossen Beobachtungssystems der Gesellschaft in Anspruch zu nehmen – die Dienste der Wissenschaft. Zwar hat auch die Wissenschaft keinen absoluten Blick auf die Realität. Das zeigt sich nicht zuletzt im Wissenschaftssystem selbst, welches die eigenen Wahrheiten immer wieder mit neuen Forschungen zu spezifizieren oder gar zu widerlegen sucht. Dieses laufende In-Frage-Stellen von (scheinbaren) Gewissheiten ist ein wichtiges Argument für die Nutzung der wissenschaftlichen Perspektive für ein Phänomen wie Jugendgewalt. Ein weiteres Argument ist der wissenschaftliche Umgang mit Komplexität. Wissenschaft ist nicht auf Vereinfachung, sondern auf die möglichst exakte Darstellung komplexer Sachverhalte ausgerichtet, was bei einem hoch komplexen Phänomen wie Jugendgewalt von zentraler Bedeutung ist.

Wir stark hat die Jugendgewalt zugenommen?

Beobachtet man das Phänomen Jugendgewalt aus wissenschaftlicher Perspektive, dann zeigt sich, dass die in den Massenmedien und der Bevölkerung vorherrschenden Einschätzungen in mancher Hinsicht relativiert werden müssen (können). Zwar weist die die polizeiliche Verzeigungsstatistik in der Schweiz wie im vergleichbaren Ausland (z.B. in Deutschland) eine eindeutige Zunahme von Jugendgewalt aus, doch lässt sich dieser Trend mit wissenschaftlichen Untersuchungen (z.B. Befragungen von Jugendlichen oder Opferbefragungen) nicht eindeutig bestätigen – und zwar weder in Hinblick auf die Zahl der Gewaltvorfälle noch in Hinblick auf die Schwere der Vorfälle. Es ist daher zu vermuten, dass sich die Vorstellung einer starken Zunahme von Jugendgewalt weniger mit einer realen Zunahme der Gewalt als mit einem Zusammenspiel von erhöhter Anzeigebereitschaft, massenmedialer Berichterstattung und politischer Beunruhigung erklären lässt. Diese Einsicht wiederum soll keinen Anlass bieten, das Phänomen Jugendgewalt zu unterschätzen und Massnahmen dagegen zu unterlassen. Vielmehr geht es darum, ein realitätsnahes Bild von der Entwicklung der Jugendgewalt zu erhalten und die Gefahr eines blinden Aktionismus zu vermindern, der mehr Schaden anrichtet als Nutzen bringt.

Sind Ausländer häufiger gewaltbereit?

Ähnlich liegen die Dinge in Hinblick auf die immer von Neuem zu vernehmende Einschätzung, Jugendgewalt sein primär ein Ausländerproblem. Zwar werden Jugendliche mit einem familiären Migrationshintergrund überdurchschnittlich oft we-

gen Gewaltdelikten verzeigt und verurteilt, doch auch dieser Umstand ist zumindest teilweise mit einer erhöhten Anzeigebereitschaft ‚ausländischen‘ Jugendlichen zu erklären. Zudem relativiert sich die erhöhte Repräsentanz dieser Jugendlichen in der Verzeigungsstatistik zusätzlich, wenn man den sozio-ökonomischen Status ihrer Eltern in die Untersuchungen einbezieht. Die Argumentationslinie lautet hier: Jugendliche aus Familien mit geringem Ausbildungsniveau und tiefem Einkommen neigen (statistisch gesehen) mehr zu Gewalt als andere. Da Familien, die aus Staaten in Süd- und Südosteuropa stammen, überdurchschnittlich oft in sozio-ökonomisch schwierigen Verhältnissen leben, lässt sich der hohe Anteil an ausländischen Jugendlichen in den Statistiken zu Jugendgewalt besser mit der wirtschaftlichen Situation ihrer Familien erklären als mit der ethnischen Zugehörigkeit. Diese These wird durch Untersuchungen bestätigt, die zeigen, dass Gewaltanwendung bei Jugendlichen und jungen Männern viel mit beruflichen und privaten Entwicklungsperspektiven zu tun hat. Wer kein oder wenig Aussicht hat, es in seinem Leben zu Wohlstand und Ansehen zu bringen, greift eher zu Gewalt als andere – ungeachtet von der Nationalität.

Prävention als Ursachenbehandlung

Gerade für die Prävention ist eine sorgfältige Analyse eines gesellschaftlichen Problems wie Jugendgewalt von zentraler Bedeutung, den die Prävention setzt mit ihren Massnahmen immer bei den (Mit-)Ursachen der Probleme an, die sie verhindern will. Wenn nun der sozio-ökonomische Status und die berufliche Entwicklungsperspektive als wichtige Einflussfaktoren auf die Entstehung von Jugendgewalt identifiziert werden, dann ergeben sich daraus ganz andere Massnahmen als wenn die ethnische Zugehörigkeit der Jugendlichen oder das Gewaltpotenzial von Filmen und Computerspielen als Hauptursache gesehen wird (was bei beiden Fällen wissenschaftlich nicht eindeutig belegbar ist). Erst wenn die wichtigsten Einflussfaktoren (Belastungs- und Schutzfaktoren) für ein Problem identifiziert sind, können wirkungsvolle Massnahmen geplant und umgesetzt werden und erst dann wird es möglich, nachhaltig auf die Verhinderung eines Problems hinzuarbeiten. Dass Prävention auch unter diesen Voraussetzungen noch keinen garantierten Erfolg verspricht, hängt damit zusammen, dass viele der identifizierten Einflussfaktoren selbst enorm komplex sind und wiederum durch zahlreiche Einflussfaktoren mitbestimmt werden. Sozio-ökonomische Benachteiligung von ganzen Bevölkerungsgruppen zu reduzieren oder ihre beruflichen Perspektiven zu verbessern, ist ein Unterfangen, das bei weitem nicht so einfach zu realisieren ist, wie Verkaufsbeschränkungen bei Computerspielen mit unangemessenen Gewaltdarstellungen.

Was kann die Schule tun?

Das Beispiel bringt uns ohne Umwege zur Frage, was denn die Schule tun kann, um das Vorkommen von Jugendgewalt zu reduzieren? Klar ist, dass eine allgemeine Sensibilisierung für das Thema zwar wichtig ist, aber bei weitem nicht ausreicht um

ein Phänomen wie Jugendgewalt nachhaltig zu verringern. Noch in diesem Jahr ist die Schweiz von der OECD dafür gerügt worden, dass ihr Schulsystem geburtsbedingte Ungleichheiten eher verstärkt als vermindert. Wenn man beachtet, dass der sozio-ökonomische Status und die schulischen/beruflichen Entwicklungsperspektiven ein zentrale Einflussfaktoren für das Entstehen von Jugendgewalt darstellen, dann ist klar, wo die Prävention ansetzen müsste: Bei einer grundsätzlichen Reform des Schulsystems. Was wir bräuchten, wäre ein Schulsystem,

- das (viel) später selektioniert,
- das den Leistungs- und Konkurrenzdruck vermindert, ohne auf das Einfordern von Leistung zu verzichten,
- das weniger dem Auswendiglernen von Faktenwissen Raum gewährt als der eigenständigen Erarbeitung von Wissen (dem Lernen des Lernens),
- das Fächerunterricht durch Themenunterricht ersetzt, der auf Interdisziplinarität ausgerichtet ist,
- das durch Projektarbeit und ähnliche Lernformen die Kooperations- und Problemlösungsfähigkeit der Jugendlichen stärkt,
- das der Gestaltung von Beziehungen zwischen Lehrkräften und SchülerInnen mehr Bedeutung zumisst, als dies bisher der Fall ist,
- das der Bewegung und der künstlerischen Gestaltung den Stellenwert gibt, denn diese Tätigkeiten sowohl für das kognitive Lernen als auch für das Sozialverhalten verdienen,
- das seine Lehrkräfte in der Grundausbildung vermehrt mit Pädagogik und weniger mit Fachwissen konfrontiert und
- das Klassengrößen und infrastrukturelle Rahmenbedingungen zur Verfügung stellt, die die Schule zu einem Lern- und Lebensort machen, welcher der natürlichen Lernbegierde und der Kontaktfreude von Kindern entspricht und den Lehrkräften ein Ausüben ihres wundervollen Berufs ohne Dauerfrust und Burnout ermöglicht.

Abschliessende Bemerkungen

Es steht ausser Frage, dass durch eine solche Restrukturierung des Schulsystems gerade auch in Hinblick auf die Jugendgewalt weit mehr präventive Wirkung zu erzielen wäre als mit allen Gewaltpräventionsprojekten zusammen. Dabei zeigen Beispiele in andern Ländern (z.B. Finnland), dass sich diese Massnahmen nicht nur positiv auf das Sozialverhalten, sondern auch auf die kognitive Leistungsfähigkeit auswirken. Das wiederum ist nicht erstaunlich, wenn man die Erkenntnisse der modernen, durch die Neurobiologie unterstützten Lernforschung zur Kenntnis nimmt. Eine solche Neugestaltung der Schule hat nichts mit ‚Kuschelpädagogik‘ zu tun, sondern mit bestens belegten wissenschaftlichen Fakten. Schliesslich zeigen die Erfahrungen in den skandinavischen Ländern, dass eine solche Schule nicht einmal teurer sein muss – erst recht nicht, wenn man ihre nachhaltige positive Wirkung auf die Gesundheit sowie auf die Verhinderung von Phänomenen wie Jugendgewalt, Sucht, Suizid oder Kriminalität betrachtet.

Wer die Diskussion um eine Schulreform in der Schweiz beobachtet, der weiss, dass es noch ein weiter Weg ist, bis eine so grundsätzliche Prävention von Jugendgewalt und andern Problemen realisiert wird. Daher muss das bis anhin verfolgte Vorgehen der ‚kleinen Schritte‘ unbedingt weiter verfolgt werden. Dazu gehören Massnahmen für die Sensibilisierung der Jugendlichen und ihrer Bezugspersonen für das Thema Jugendgewalt genau so, wie die Bestrebungen jeder Schule, ja jeder einzelnen Lehrkraft, das Beziehungsklima in den Klassen und Schulhäusern zu verbessern und die einzelnen Kinder und Jugendlichen – gerade diejenigen aus sozio-ökonomisch schwächer gestellten Familien – bei der Realisierung ihrer individuellen Entwicklungsperspektiven zu unterstützen.

Der Autor

Prof. Dr. Martin Hafen

Dozent Hochschule Luzern – Soziale Arbeit

Kompetenzzentrum Prävention und Gesundheitsförderung

Werftestr. 1, 6002 Luzern

Tel. 041 367 48 81, E-Mail martin.hafen@hslu.ch

Zum Weiterlesen

- Eisner, Manuel; Ribeaud, Denis; Bittel, Stéphanie (2006): Prävention von Jugendgewalt. Wege zu einer evidenzbasierten Präventionspolitik. Bern
- Hafen, Martin (2007): Grundlagen der systemischen Prävention. Ein Theoriebuch für Lehre und Praxis. Heidelberg

Spezifische Literatur zu den einzelnen Aussagen kann beim Autor erfragt werden.